



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 25. APRIL.

Vaterländisches.

Freiherr Hans Kasianer im Türkenkriege.

(Fortsetzung.)

Während man nun bei Wien Tag und Nacht außerordentliche Vorbereitungen zur Vertheidigung der Stadt traf, rückte das Türkenheer von Essek her in die südlichen Gränzlande Ungarns ein und zog dort nordwärts aus einer Gespannschaft in die andere ohne Widerstand. Dort ließ der König von Polen dem Sultan durch Botschafter den Rath ertheilen: er möge sich mit seiner Kriegsmacht nicht über Ungarns Gränzen hinauswagen. Allein Soliman glaubte seinem Stolze nur dann erst genügt zu haben, und dennoch war es ihm anders beschieden. Ein kleines, nur wenig besetztes, mit schwacher Mannschaft besetztes Städtchen sollte den hochfahrenden Geist des mächtigen Großherrn demüthigen; ein entschlossener, muthigtapferer Mann, ein wahrer Held in der Noth, seinem Siegeslauf Ziel und Gränze setzen.

Von der Drau war die türkische Macht nordwärts hinauf bis vor das Städtchen Güns vorgeückt, wo nur 700 bis 800 Mann als Besatzung lagen, die aber ein Kriegsheld befehligte, dem an kriegerischem Muth, ritterlicher Tapferkeit und felsenfester Entschlossenheit Wenige in seiner Zeit gleich zu stellen sind. Nicolaus Jurischig hieß der unüberwindliche Mann, von Geburt ein Zenger. Zum hartnäckigsten Widerstand mit seiner kleinen Schaar entschlossen, erschreckte er nicht, als sich der Großwesir und bald auch der Sultan selbst mit ihrer ungeheuren Kriegsmacht am 1. August vor den Mauern der Stadt lagerten. Es war ein Glück, daß die Türken kein schweres Geschütz mit sich führten, denn obgleich ihr leichtes Feldgeschütz in großer Zahl von einer nahe gelegenen Höhe aus den Belagerten nicht un-

bedeutenden Schaden zufügte, so waren doch Jurischig's Vertheidigungs- und Wehranstalten dagegen klug und umsichtig angeordnet, und sein unerschütterlicher, nie verzagender Muth erweckte jeden Tag auf's neue in seiner kleinen Kriegsschaar wie in den Bürgern der Stadt, ja selbst auch in den Frauen eine Tapferkeit und einen Helbengeist, der durch kein Ungemach, durch keinen Verlust zu beugen war. Achtzehnmal wurden die Stürme der Türken immer mit Glück abgeschlagen. Dreimal ließ der Großwesir die tapferen Vertheidiger zur Ergebung auffordern und als Gnade die Bedingung stellen, entweder einen jährlichen Tribut zu zahlen oder sich durch ein Geschenk von 2000 ungarischen Gulden an die Janitscharenhauptleute loszukaufen. Jedesmal aber ließ Jurischig die Antwort geben: Schloß und Stadt seyen nicht sein eigen und für fremdes Eigenthum könne er nicht Tribut zahlen; zu einem Geschenk an die Janitscharen sey er zu unvermögend, er könne nicht über 2000 Gulden gebieten.

Da wagten die Türken nochmals einen gewaltigen Sturm; wie rasend stürzten sie gegen die Mauern heran; schon wehten acht türkische Fahnen auf einer Bresche, als plötzlich die Stürmenden, von panischem Schrecken übermannt, sich zur Flucht wandten; Niemand wußte, woher die Flucht und der Schrecken. Die Christen schreiben die Rettung der Mithilfe des heiligen Martin, die Türken ihre Flucht den Drohungen eines himmlischen Ritters zu, den man mit gezücktem Schwerte gesehen haben wollte. Güns war gerettet. Drei Wochen, bis zum 22. August, hatte es der türkischen Macht widerstanden, seine tapferen Vertheidiger waren durch Tod und Wunden bis zu 400 Mann zusammengeschmolzen. Der wackere Hauptmann aber hatte vor dem Sultan Gnade gefunden; es drang sich diesem der Wunsch auf, den Helden selbst kennen zu lernen, der es gewagt, dem Halbmonde mit seiner kleinen Schaar Troß zu bieten. Er ließ ihn zu sich in sein Lager

laden. Obgleich indeß Jurischitz, seine Wunden vor- schützend, sich nicht bewegen ließ, der Sitte ge- mäß sich vor dem Großherrs zu bergen, und wie- wohl er dem Großwäster und den übrigen Feldober- sten kein Geschenk überbrachte, so beehrte ihn Soli- man dennoch mit dem Geschenk eines Ehrenkleides.

Der Siegesmuth Soliman's war durch Juri- schitz's Heldemuth gebrochen; seitdem er, wie noch nie, das Vertrauen der Christen auf die Macht ihres Kreuzes vor den Mauern von Güns kennen gelernt, war ihm das Vertrauen zur Macht seiner Waffen gegen Kaiser Carl entschwunden. Mag daher immer wohl auch Mangel an Lebensmitteln, die vorgerückte Jahres- zeit, der Verlust in der Belagerung oder auch selbst Ibrahim's Rath, mit der starken Macht des Kai- sers bei Wien jetzt keinen Kampf zu wagen, mit zu dem Entschlusse beigewirkt haben, den Fortzug sei- ner Waffen bis nach Wien hin aufzugeben: der Sultan hatte an sich schon keinen Glauben mehr an einen Sieg, wenn er sich der Streitmacht des Kai- sers entgegenstelle.

Und doch stand ihm noch mancher schwere Ver- lust bevor. Noch vor der Belagerung von Güns hatte er seinen Feldherrn Kasim-Bég mit 16,000 Mann vorausgeschickt, um die Länder zwischen der Donau und dem Alpgebirg zu durchstreifen. Wäh- rend die Hauptmacht noch vor Güns lag, waren diese Renner und Brenner bis an die Enns und ge- gen Linz hin vorgeedrungen und hatten, wo sie er- schienen, alles verheert und niedergebrannt. Auf die Nachricht aber, daß die Hauptmacht, nachdem sie Güns verlassen, sich westwärts gegen die Ufer der Lafnitz wende, um, diese überschreitend, in Steyer- mark einzufallen, wandte sich auch Kasim-Bég mit seinen Raubhaaren wieder zurück, ging über den Wiener-Wald, wo er in der Gegend von Baden herausbrechen und, nach Steyermart ziehend, sich an Sultans Herr anschließen wollte. Auf die Nach- richt von dem Rückzuge dieses Feindes, und zuvor schon durch Kagianer's Rundschafter vom Heranzuge der streifenden Heerhaufen unterrichtet, hatte sich der Pfalzgraf Friedrich, als oberster Feldhauptmann, mit Reichstruppen, 12,000 Mann Fußvolk und 2000 schwerbewaffneten Reitern, am Gebirge gelagert, wo die Thäler sich in die große Neustädter Ebene münden, voraus setzend, daß Kasim-Bég durch diese Thäler mit seinen Raubhaufen zurückkehren werde. Als ihm aber der junge Markgraf Joachim von Brandenburg (Sohn des damaligen Cursfürsten Joachim), der mit Graf Hoyer von Mansfeld an der Spitze eines Streithaufens bei Baden stand,

die Nachricht sandte, daß von drei Thalwegen, durch die der Feind nach Graz hin ziehen könne, zwei durch Berhau und Felsenstücke unwegsam gemacht seyen und nur der dritte über Altenmarkt und Pot- tenstein mit Truppenmacht besetzt werden müsse, rückte er mit dem größeren Theil seines Heeres ge- gen Leopoldsdorf. Der Feind ritt mehre Tage hin und her, um Auswege zu suchen; er war, um leicht- er durch eins der Thäler hindurchzubrechen, in drei Haufen getheilt. Den einen fanden die Rundschafter, mit Beute beladen, in dem Thalwege zwischen Pot- tenstein und Altenmarkt. Der Graf Philipp von Oberstein und der ritterliche Oberstleutnant der Reichstruppen, Sebastian Schärtlin von Buren- bach, rückten ihm alsbald mit ihren Fähnlein von 500 Schützen und 300 Veteranen entgegen, dran- gen durch das Wald Dickicht bis an die türkischen Vorposten und stürmten noch vor Tagesanbruch bis ans feindliche Lager vor. Der Feind, zum Kampfe aufgeschreckt, verlor durchs feindliche Schwert gegen tausend Mann. Beim anbrechenden Tage erneuerte sich der Kampf mehr in der Ebene, wo das Ge- schütz und leichte und schwere Reiterei der Böhmen und Schlesier dem Feinde so mächtig zusetzen, daß er in die Flucht geworfen, zerstreut, zum Theil in den nahen Fluß und in die Sümpfe gesprengt wurde, so daß nur ein miäderer Theil sich rettete.

Einen kleineren Heerhaufen hatte Kasim-Bég vorausgeschickt und es gelang diesem, sich nach Sü- den wendend, auf der Grazer Straße zu entkom- men. An der Spitze der größeren Streitmasse stand Kasim-Bég selbst. Nachdem er mehre Tausende Ge- fangene, weil er sie nicht fortbringen konnte, hatte niedermegeln lassen, wollte er sein mit schwerer Beute beladenes Kriegsvolk durch das Stahrenber- ger Thal heraus führen. Dort aber traf er bei Leopoldsdorf auf des Pfalzgrafen Streithaufen, der alsbald den ungeordneten Feind von vorne und seit- wärts angriff, und einen großen Theil erschlug. Kasim-Bég selbst, so wacker er mit seinem großen eisernen Streithammer auch kämpfte, fiel sogleich im Beginne des Kampfes. Was dem Schwerte ent- rann, zerstreute sich in wilder Flucht durch die Ebe- ne, fand jedoch keine Rettung, denn, durch des Pfalzgrafen leichte Reiterei mehre Meilen weit ver- folgt, stießen die Flüchtlinge weiter südwärts auf die von dort heraufziehenden Streithaufen des Lo- dron und des Markgrafen Joachim von Branden- burg, die den Feind beim Pässe an der Leitha er- warteten. Es war kein Widerstand mehr möglich. Schlecht bewaffnet, durch Flucht ermattet, zum

Theil schon verwundet, wurden der flüchtigen Türken mehr als 8000 niedergemetzelt, denn wenn auch einzelne Haufen den Verzweiflungskampf kurze Zeit fortsetzten, so war es mehr ein schonungsloses Schlachten und Erwürgen. Zwar glückte es auch hier noch einem Theil der Flüchtlinge, durch die Schnelligkeit ihrer leichtern Rosse dem Gemetzel zu entkommen; aber auch sie, als habe der Fluch ihrer Gräueltaten an der Enns und die Rache des Blutes der schuldlos ermordeten Christen sie fort und fort verfolgt, sollten dem Verderben nicht entfliehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Duell in Matanzas.

Matanzas ist ein unweit Havana liegender Seehafen. Man kann von dieser freundlichen und lebhaften Stadt dasselbe sagen, was Lord Byron von Sevilla rühmte: „Famous for oranges and women,“ — sie ist reich an köstlichen Orangen und schönen Frauen. Sie liegt in einer der schönsten Gegenden der Welt, und bietet mit ihren Aleen und Gebüsch von Palmen, Kokos, Pfirsich- und Citronenbäumen einen sehr freundlichen Anblick dar. Außer dem Handel kennen die Einwohner von Matanzas keine wichtigere Angelegenheit, als die Hahnenkämpfe, und mancher reiche Kaufmann setzt ganze Rossen von Quadrupeln und Hände voll Piaster auf den Kopf und die Sporen eines gefiedereten Klopffechters. Manche Pflanzler der Umgegend treiben einen einträglichen Handel mit diesen prächtigen, stolzen, kampflustigen Thieren, und Andere halten sie zu ihrem Vergnügen in eigenen kleinen Gartenhäusern, ungefähr auf dieselbe Art, wie mancher reiche Cavalier in Europa sich Pferde und Hunde hält. So hatte der Graf von Sibacoa nahe an zweihundert Kampfhähne, unter denen sich einige im Werthe von dreihundert Piastern befanden. Der frühere Gouverneur der Insel, General Vives, trieb diese Liebhaberei noch weiter; er überwachte in eigener Person die ganz besondere Behandlung, welcher die zum Kampfe bestimmten Hähne unterzogen werden; er verband eigenhändig die Wunden, welche seine theuern „Gallos“ in der Arena erhalten hatten, und hinterließ sogar ein Werk über die Gallomachie, welches auf der Insel Cuba für classisch gehalten wird.

Ein französischer Künstler, welcher die Insel Cuba bereiste, begab sich, der Einladung eines spanischen Pflanzlers zu Folge, mit demselben auf dessen Besitzungen, wo er einige Tage zu verweilen beabsichtigte. Sie bedienten sich des dort gewöhnlichsten Fortschaffungsmittels, einer Wolante, d. i. eines

sehr hochrädigen, von einem Pferde oder Maulthiere gezogenen Fuhrwerks. Obwohl er nur einen Weg von zehn Meilen bis zu der Besingung des Don Alzairaga zurückzulegen hatte, so war selbst eine so kurze Reise bei den entsetzlich schlechten Wegen durchaus keine leichte Aufgabe, und außerdem wurde die Reise, als sie das Ziel derselben beinahe erreicht hatten, durch ein seltsames Abenteuer unterbrochen. Die Sonne war bereits dem Untergange nahe, als ein heftiger Regenguß die Reisenden nöthigte, in einer an der Straße gelegenen Wohnung Schutz zu suchen. Bei ihrem Eintritt befanden sich fünf Personen in dem Wohnzimmer: zwei Creolen, ein Catalanier, ein Engländer, Namens Ferrolb, und ein Amerikaner Namens Whitefield; alle standen sogleich vom Tische auf, und bewillkommten die Fremden auf das Herzlichste. Die Vögtern nahmen die Einladung, dort zu übernachten, ohne Zögern an, da der Regenguß anstatt nachzulassen, mit jeder Minute heftiger ward, und bei dem nahe bevorstehenden Einbruch der Nacht an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken war. Die bereits ziemlich durchnässten Reisenden nahmen die dargebotenen spirituösen Erfrischungen gern an; die Masse ihrer Kleider machte ein solches Erwärmungsmittel notwendig, und sie leerten schnell hinter einander einige Gläser Rhum mit Zuckerwasser vermischt. Diese ganz ungewohnte Libation hatte eine einschläfernde Wirkung auf den an solche Getränke nicht gewöhnten Franzosen; er sank in einen zwischen Schlafen und Wachen die Mitte haltenden Zustand, bis ihn ein lauter Lärm, welcher plötzlich im Zimmer entstand, aus seinem lethargischen Zustande riß. Einer der Creolen schnarchte unter dem Tische, und der andere suchte den Engländer und den Amerikaner, welche in Folge einer Discussion über die Sklaven-Emancipation mit einander in Streit gerathen waren, durch dringende Vorstellungen und Bitten auseinander zu bringen. Die beiden Gegner warfen einander mit Flaschen, deren sie eine nicht geringe Zahl geleert hatten, und wurden endlich völlig handgemein. Die Wuth John Bulls und Bruder Jonathans war aufs Höchste gestiegen; der Eine suchte den Andern auf die unter seiner Nation beliebteste Weise den Garau zu machen. Es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß der Engländer anfang zu boxen; weniger bekannt dagegen möchte ein eigenthümlicher Handgriff seyn, den die Amerikaner „Gouging“ nennen. „Gouging“ bedeutet einen Handgriff, mittelst dessen der Amerikaner mit drei Fingern die Haare seines Gegners faßt, und ihm dann mit dem Daumen das Auge eindrückt. Vor dreißig Jahren war diese abscheuliche

Sitte namentlich in den südlichen vereinigten Staaten noch so allgemein, daß man dort überall eintägige Leute sah; das „Gouging“ hatte seine Professoren, seine Adepten, seine eigenen Paraden und Finten; in neuester Zeit ist es jedoch in Folge der gegen diese Barbarei erlassenen strengen Verordnungen und zum größten Bedauern der Freunde der „guten alten Zeit“, fast ganz abgekommen.

Whitefield versuchte seinen Gegner durch das „Gouging“ kampfunfähig zu machen; aber Ferrold, der ein famoser Boxer war, applicirte einen „one two“ (d. i. zwei mit außerordentlicher Schnelligkeit aufeinander folgende Stöße) in das Gesicht und auf den Magen des Amerikaners, so daß dieser blutend zu Boden sank.

Der Amerikaner war indessen nicht gefährlich verwundet. Er sprang schnell wieder auf, wischte das Blut ab, und ergriff ein Messer. Der Catalonier hatte bisher kein Wort zu dem Allen gesagt; er sang nach Herzenslust das spanische Volkslied: „Yo que soy contrebandista.“ Jetzt aber trat er dazwischen, und suchte den beiden Gegnern begreiflich zu machen, daß Männer von Ehre, „Caballeros“ sich nicht feig ermordeten, sondern sich tapfer im Zweikampf einander gegenüber stellten. Die Reisenden unterstützten diese Meinung, weil sie hofften, daß die Gegner am folgenden Tage sich eines Andern besinnen, oder vielleicht gar nicht mehr an ihren Streit denken würden. Allein Whitefield wollte sich auf der Stelle schlagen, und als die Uebrigen ihm vorstellten, daß es bereits finstere Nacht sey, erwiederte er, das thue gar nichts zur Sache, und in Süd-Carolina und Kentucky sey ein Duell auf Flinten bei Laternenschein etwas ganz gewöhnliches. Die Reisenden suchten noch Gegenstellungen zu machen, allein vergebens, und es blieb ihnen nur die Hoffnung, den Zweikampf ohne Blutvergießen beendigt zu sehen.

Der geschäftige Catalonier holte zwei Flinten, und die Gesellschaft ging in den Garten. Eine brennende Laterne, welche nur einen matten Schein verbreitete, ward auf die Erde gesetzt. Der Regen hatte aufgehört, aber der Himmel war noch so bedeckt, daß man keine sechs Schritte weit sehen konnte. Die beiden Gegner standen in ziemlicher Entfernung von einander. Alzeiraga, der Begleiter des Franzosen, sollte drei Mal in die Hände schlagen, auf das dritte Signal sollten die Gegner feuern; es ward jedoch heimlich verabredet, daß

der Franzose beim zweiten Signal die Laterne ausblasen sollte. Auf das dritte Signal fielen drei Schüsse!

(Beschluß folgt.)

Feuilleton.

(Ein theurer, aber alter Wein.) Im Rathskeller zu Bremen liegt unstreitig der theuerste und edelste Wein in der ganzen Welt, besonders aber der beste Rheinwein. Dieser wurde 1624 gekauft, und ist also jetzt 219 Jahre alt; es ist zum Theil Hochheimer, zum Theil Johannisberger, und zwar 6 Fuder von jedem Gewächs. Ein Fuder hat 6 Tonnen, und jede Tonne faßt 204 Flaschen. Der Einkaufspreis für die Tonne war 300 Thaler. Rechnet man die Unterhaltungskosten, die Kosten für die Pflege und die bis heute angelautenen Interessen des Ankaufscapitals zusammen, so ergibt sich die ungeheure Summe von 555,667,240 Thln. für jede Tonne; somit kostet jede Flasche 2,723,810 Thlr.; jedes Glas, 8 Gläser auf die Flasche gerechnet, 340,476 Thlr., und jeder Tropfen, 1000 auf das Glas, 340 Thlr. Dieser Wein wird nicht verkauft, und nur der regierende Bürgermeister allein hat das Recht, sich für seinen eigenen Gebrauch Einmal im Jahre zwei Flaschen, aber gegen Erlegung von 30 Thln., verabfolgen zu lassen. Wenn übrigens ein Bürger der Stadt ein ärztliches Zeugniß beibringt, daß der Genuß jenes Weines ihm zur Wiedererlangung seiner Gesundheit verhelfen könne, und wenn er, wohlverstanden, dem ärztlichen Zeugnisse 12 Thlr. beilegt, hat der Senat von Bremen das Recht, ihm eine Flasche verabfolgen zu lassen. Dasselbe geschieht auch, wenn ein Bremer von europäischem Rufe bewirbt wird. Ehemals wurden vom Senat dem deutschen Kaiser, als Beschützer des Hansabundes, auf jedes Neujahr zwei Flaschen zum Geschenke gesendet. Göthe erhielt zur Feier seines 71jährigen Geburtstags vom Bremer Senat eine Flasche dieses Weines zum Geschenke, und Hauff wurde wegen seiner lebenswürdigen Phantasie im Bremer Rathskeller mit einem ähnlichen Geschenke bedacht. Gegenwärtig enthält der Rathskeller noch 24 Fuder Johannisberger und Hochheimer, von denen 12 aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, die andern 12 aber aus frühern Epochen sind. Die Erstern dienen zur Auffüllung des ältesten Weines, und führen die Namen der 12 Apostel. Sonderbarer Weise ist gerade der Apostel Judas in jeder Beziehung vorzüglicher als die übrigen Apostel. Aus diesen Notizen sieht man übrigens, wie unendlich viel Geist dem Bremer Senat zu Gebot steht.

CONCERT - ANZEIGE.

Freitag den 26. d. M. wird im Saale des deutschen Ordens-Hauses ein Gesellschafts-Concert gegeben werden.

Direction der philharmonischen Gesellschaft.
Laibach am 24. April 1844.